

Gitte.

Von Anna Rie.

Sag es den Leuten nicht, daß du mir gut, Sag es dem Sonnenlicht, Sag es der Bluth.

Sag es dem Morgenstau, Der es verschweigt, Wenn er zum Himmelsblau Sonnenwärts steigt.

Mir nur verheiß es nicht Länger verzagt, Hat doch dein Angezicht Längst mir's gesagt.

Am Hochtag.

Novellette von Reinhold Ortman.

Der Geheimrath von Brunner öffnete ein Fenster des niederen, traulichen Stübchens, und in einem tiefen, rauhlichen Aufatmen hob sich seine Stirn...

„Ich bin so müde, Papa, und wir wollten doch auch morgen in aller Frühe aufbrechen, um Bruno ein Stück des Weges entgegen zu gehen.“

„Geh also meinetwegen schlafen, Kind! Ich für meinen Theil opere gern noch ein Stündchen um dieses seltenen Genußes willen.“

„Komm her, Liesbeth,“ wandte er sich an sein blondes Töchterchen, das noch mit dem Auspaden des Klosters beschäftigt war.

„Das junge Mädchen blinnte nach der Richtung hin, in die des Vaters ausgestreckter Finger wies; aber der schwermüthig bellommene Ernst, der seit der Abreise von München in ihren Augen war, wich auch jetzt nicht von dem hübschen Gesicht.“

„Ich wollte, Papa, er wäre schon hier,“ sagte sie leise. „Es mag ihm nicht zu dir, daß ich mich ängstige; aber mir ist so bange um ihn — so sehr bange.“

„Gewiß ist das eine Thorheit, Kind! Die Route, die er sich vorgezeichnet hatte, ist gar nicht gefährlich. Ich habe sie in meinen jungen Jahren des Defektes gemacht. Und Dein Bruder ist kein unerfahrener Reuling mehr.“

„Aber es ist die erste Gebirgstour, die er ganz allein unternommen hat. Wenn Hermann — wenn sein Freund auch diesmal bei ihm gewesen wäre, hätte ich mich gewiß nicht um ihn geforgt.“

„Du weißt, daß ich es nicht liebe, wenn in meiner Gegenwart von diesem Herrn gesprochen wird,“ sagte er streng. „Es ist wahrlich das Ungeheuerste, was durch diesen Herrn Doktor und seine Schwester in meine Familie gebracht wurde.“

„Weichen Antlitz trat Liesbeth vom Fenster zurück. Der Geheimrath aber horchte auf, denn aus dem unteren Stockwerk tönte nun eine von den zarten Klängen einer Zither begleitet, jugendliche Männerstimme herauf, und man unterschied deutlich die Worte des alten Volksliedes: „Es blus ein Jäger wohl in sein Horn, Und was er blus, das war verlor'n.““

Der Geheimrath beugte sich vor, um besser zu hören, und während des Lauschens verschwand allgemach die Wolfe von seiner Stirn. Er rührte sich nicht bis zu dem Schlussvers: „Da wurde sie des jungen Jägers Weib.“

„Dann aber sagte er: „Eine prachtvolle Stimme und eine meisterhafte Art des Vortrags! Ich hätte nicht geglaubt, daß man so viel Seele und Leben in die einfache Weise legen kann. Und ich wollte, dieser unbekannt Künstler fänge noch mehr.“

„Gräfin Liesbeth erwiderte nichts, und ihr Vater konnte nicht wahrnehmen, daß die eben noch farblosen Wangen des von ihm abgekehrten Antlitzes plötzlich wie mit Blut überfluthet waren. Auch ihr Schweigen beachtete er nicht, denn eben ging sein Wunsch in Erfüllung und der unsichtbare Sänger drunten im Gastzimmer stimmte ein anderes Lied an: „Nebes Mädchen, hör mir zu! Öffne mir das Gitter!“

Denn mein Herz hat keine Ruh, Keine Ruh die Bither.“

Eine so wunderbare Weichheit und Innigkeit, ein so warmes, zärtliches Sehnen klang aus diesen in der stillen Abendluft verschwebenden Tönen, daß sie selbst den grauhäutigen Geheimrath ans Herz zu greifen schienen. Denn er, der sonst durchaus kein begeisterter Musikfreund war, lehnte sich plötzlich vom Fenster ab und sagte: „Loh uns in das Gastzimmer hinunter gehen, Liesbeth! Ich möchte den Sänger kennen lernen und ihn bitten, mir das eine oder das andere von seinen Lieblingsliedern zu singen.“

„Wie es scheint, ist er ja kein Berufskünstler, aber jedenfalls ein Mensch von heftigem und feinstem künstlerischen Empfinden.“

Es geschah wahrlich nicht oft, daß der sonst so wortkarge und weise feiner — Unzugänglichste und verschleierte Geheimrath sich mit solcher Wärme über einen Menschen äußerte, den er gar nicht kannte, und Gräfin Liesbeth hätte darnach allen Grund gehabt, sich der guten Laune ihres Vaters zu freuen, aber sie freute sich nicht, und als er jetzt der Thür zuschritt, bat sie mit hörbar zitternder Stimme: „Ich bin so müde, Papa, und wir wollten doch auch morgen in aller Frühe aufbrechen, um Bruno ein Stück des Weges entgegen zu gehen.“

„Geh also meinetwegen schlafen, Kind! Ich für meinen Theil opere gern noch ein Stündchen um dieses seltenen Genußes willen.“

Liesbeth hatte kein Mittel mehr, ihn zurück zu halten, und sie mußte unthätig zusehen lassen, was sie in ihrer zweifelhaften Angst gefürchtet hatte, seitdem der Vater unterwegs plötzlich erklärte, daß sie doch lieber nicht in dem von Sommergästen überfüllten Mayhofen, sondern in dem stillen Gasthaus zum Hochtag wohnen wollten.

„Sie hatte ja gewünscht, daß Dr. Hermann Waldschmidt und seine Schwester schon seit einer Reihe von Tagen in diesem nächtlichen Hause weilten, aber um nichts in der Welt hätte sie erwaagt, dem Vater diese Kenntnisse zu verrathen. Denn er durfte nicht erfahren, daß ihre und ihres Bruders heimliche Verbindung mit dem Geschwisterpaare noch immer fortbestand.“

„Sie kannte seinen Jähzorn und sie erinnerte sich mit Schrecken der juchzenden Szenen, die es gegeben hatte, als der junge Offizier ihm seine Liebe zu der mittellosen jungen Lehrerin gestanden, und als bei dieser Gelegenheit auch zur Sprache gekommen war, daß sich ein inniges Herzensband zwischen dem Bruder dieser Lehrerin, dem ebenfalls noch vermöglosen Arzt Dr. Hermann Waldschmidt, und der Schwester seines Jugendfreundes, des Leutnants von Brunner, geknüpft habe.“

„Die vier jungen Leute waren seit Jahren mit einander bekannt, und die Verschiedenheit der gesellschaftlichen Stellung hatte keinen Einfluß gehabt auf die Art des Verkehrs zwischen den Kindern des hohen Staatsbeamten und denen des einfachen Handwerksmeisters. Mit dem Augenblick aber, wo der Geheimrath von der wahren Natur dieser Beziehungen Kenntnis erhalten hatte, war es wie ein Wettersturm in das holde Frühlingsidyll der armen jungen Menschenfinder gebrannt, und Liesbeth hatte sich ebenso wie ihr ganz von der Unterstützung des Vaters abhängiger Bruder zunächst dem strengen Nachgebot fügen müssen.“

„Berstohlen nur flog seitdem hier und da ein schneidendes, todestrauriges Wriechen hinüber und herüber, und es hatte ganz gewiß nicht in Liesbeths Wünschen gelegen, dies Zusammentreffen hier in den Tiroler Bergen herbeizuführen. Ohne ihr Zutun war es geschehen, daß sie sich nun mit den Geschwistern Waldschmidt unter dem nämlichen Dache befanden; aber der Jörn des Geheimraths würde darum sicherlich kein geringerer sein, wenn er inne wurde, wer der von ihm bewunderte Sänger und seine Begleiterin waren, und die Verwirklichung ihrer noch immer nicht ganz erlöschenden Hoffnung rüde damit nur in um so weitere Ferne.“

Der alte Herr hatte nur die Thür des Gastzimmers zu öffnen brauchen, um die Wahrheit zu erkennen. Der stattliche junge Mann, der da im Vergangenen am offenen Fenster stand und eben wieder ein schmachtendes Liebeslied in den stillen Abend hinauslang, war ihm dem Aussehen nach ja ebenso wenig fremd, als das allerliebste, dunkelhaarige Mädchen, dessen schlank Finger neben ihm so geschickt über die Saiten der Zither fuhren. Eine dunkle Note hing in das Gesicht des Geheimraths, aber er sprach kein Wort, und noch ehe sein flüchtiges Erscheinen von irgend jemand bemerkt worden war, brückte er die Thür wieder in's Schloß. Für einen Moment nur trat er abstand auf die Schwelle von Liesbeths

Schlafzimmer und sagte: „Du wirst morgen früh die Koffer wieder einpacken lassen kann. Denn wir kehren mit Bruno nicht hierher zurück.“

„Fastig schloß er sodann das Fenster seiner Stube, freilich, ohne damit verhindern zu können, daß noch ein paar Minuten lang der Klang der schönen, weichen Männerstimme zu ihm hereinbrang. Doch nicht lange mehr reigten diese Töne seinen väterlichen Unwillen. Man hörte plötzlich ein paar rasche, ungestüme Schläge an die bereits verschlossene Hausthür und ein Durcheinander erregter Stimmen. Dann brach der Gesang jäb ab, und der Geheimrath vernahm von unten herauf an diesem Abend nichts weiter als das Geräusch, das ein Duzend genaquetter Bergschuhe hervorrief, als ihre Träger sich über die Felsplatten vor dem Hause in die Nacht hinein entfernten.“

„Drei Stunden oberhalb Mayhofens trafen der Geheimrath v. Brunner und seine Tochter am nächsten Vormittag auf die Rettungsexpedition, die ihnen von oben her entgegenkam. Auf schmaler Bahre trugen zwei Männer eine menschliche Gestalt, deren junges blondes Haupt fast ganz in den weißen Verbänden verschwand Neben der Bahre aber schritt in zerrissener Kleidung, verkrampft und erschunden, den offenbar ernstlich verletzten Arm in einer primitiv gefügten Stütze, der Sänger vom gefrigen Abend, während ein blaßes, dunkelhaariges Mädchen dem traurigen Transport folgte. Durch die mächtige Gestalt des Geheimraths ging es jäh wie ein elektrischer Schlag und dann wie ein heftiges Zittern; Liesbeth aber, die gleich ihm trotz der Lächer der Mann auf der Bahre erkannt hatte, stürzte mit dem gellenden Aufschrei: „Bruno!“ auf den Gehorgangen zu, den die Träger, einem Winke des Doktor Waldschmidt gehorchend, auf das Geröll des Bergpfades niedergelegt hatten.“

Schwankenden Ganges näherte sich auch er in den Tiefen seiner Seele erschütterter Vater. Aber noch ehe er die Lippen hatte zu einer Frage öffnen können, war Dr. Hermann Waldschmidt bei ihm.

„Erschrecken Sie nicht, Herr Geheimrath! Der Abschuß hat Ihren Sohn zwar tödtlich mitgenommen, aber von einer Lebensgefahr ist keine Rede. Ich verpfände mein Wort, daß er in vier Wochen wieder frisch und gesund ist wie zuvor.“

„Und Sie — Sie waren es, der ihn geboren hat?“

Der Mayhofener Arzt, der sich der Expedition ebenfalls angeschlossen, gab Antwort statt des Gefragten: „Ja, mein Herr! Und kein Berufsführer thut dem Kollegen nach, was er gehalten hat, um zu dem am scheinbar unzugänglicher Stelle liegenden Berunglückten zu gelangen. Nicht einmal, sondern zehnmal hat er dabei sein Leben aufs Spiel gesetzt, und ohne seinen heldenhafte Opfermuth hätten Sie Ihren Sohn schwerlich lebend wiedergelesen.“

Da schloß der alte Herr schluchzend den Ketter in seine Arme, und als er des Wortes wieder mächtig geworden war, sagte er: „Ich habe in dieser Nacht mit der ganzen Kraft meines Willens gegen die Verletzung gekämpft, Sie lieb zu gewinnen. Nun aber muß ich den Kampf aufgeben. Geben Sie meiner Liesbeth die Hand. Und wenn es meinen armen Jungen schneller gesund machen kann, daß Ihre Schwester ihm an seinem Krankenbette Gesellschaft leistet — ich für meine Person habe nichts mehr dagegen einzuwenden.“

Von allen, die dem scheinbar so traurigen Zuge auf seinem Weg zum Thal begegneten, ahnte sicherlich keiner, daß sich vier überglückliche junge Menschenkinder in ihm befanden.

Aehnlichkeiten.

Die Lehrerin hat ihre Schüler ermahnt, die Thiere lieb zu haben, sie auch fleißig zu beobachten, damit sie sagen, wie ähnlich sie den Menschen in vielen Dingen wären — manchmal sogar überlegen. — Das erzählt Moritzche zu Hause; aber sein Vater will von Ähnlichkeit oder gar Ueberlegenheit nichts wissen — Thiere wären eben nur Thiere.

Moritzche lacht also nach Beispielen und entdeckt eine Fliege, die sich die Vorderbeine reibt. „Tateleben! Gud' de Flieg' — grad', als wenn De hast gemacht a' gutes Geschäft!“

Die Fliege wegt einen Hinterfuß am andern. „Tateleben! Gud' — grade, als wenn Dr was beht!“

Schließlich kreuzt die Fliege ihre Hinterbeine auf dem Rücken und pukt sich die Flügel. Moritzche (vergnügt): „Tateleben — das kannt De nich!“

Appell.

Gläubiger (entrüstet): „Das war ja noch schöner! ... Also weil Sie diesen Abend in's Symphoniekonzert gehen wollen, können Sie mir die Stiefel nicht bezahlen! ... Darauf laße ich mich nicht ein.“

Schuldner: „Aber Meister, wollen Sie denn gar nichts für die Kunst thun?“

Furcht.

Sitze von Ludmilla v. Regren, Oserode.

Als ich noch in Russland lebte, erzählte ein Freund von einer Familie einmal folgende Begebenheit: „Mein Beruf als Landmesser führte mich einst in Livland, nicht weit von Bernau, in eine nur selten von einem zivilisirten Menschen besuchte Gegend. Weitemweite Strecken mußte ich zu Wagen zurücklegen, denn so etwas wie Eisenbahnen gab es und gibt es auch jetzt in jener Gegend nicht. Erst vor einigen Jahren ist von Bernau nach Riga eine Bahnhöhe gelegt worden. Dichte, tief dunkle Wälder mußte ich oft durchwandern, in denen noch zahlreiche Wölfe hausten sollten. Wenig urbar gemachtes Land fand ich, da die Bevölkerung nur spärlich hier und da zerstreut war.“

An einem heißen Augusttage hatten wir, mein Begleiter und ich, besonders viel herumlaufen müssen und waren mehr wie gewöhnlich ermüdet. Als wir gegen Abend in das Dorf, in dem wir Quartier genommen hatten, zurückkehren wollten, bemerkten wir, daß wir weiter von ihm entfernt waren, als wir geglaubt hatten. Ermüdet und hungrig begannen wir uns eilig auf den Heimweg zu machen. Ich ließ meinen Gefährten, einen jungen, intelligenten Russen, Namens Basill Petrowitsch, der halb die Rolle eines Untergebenen, halb die eines Vertrauten bei mir spielte, vorausgehen und folgte langsam nach. Er war bedeutend jünger und kräftiger wie ich und konnte schneller gehen. Es war deshalb sehr angenehm, sich nicht allzu sehr abzuspannen und bei der Ankunft bereits alles wohl vorbereitet zu finden.

Ermüdet, wie ich war, erichien mir der Weg aber schließlich so allein unendlich lang und ich verminderte meine Idee, langsam nachfolgend zu bleiben, als ich auch noch zu bemerken glaubte, daß ich mich verirrt haben mußte. Aus dem Walde war ich glüchlich herausgekommen, aber wo war ich nun? Eine breite Straße zog sich lang und gerade hin, ein Werpfloß kam zwar bald, aber auf ihm war nichts weiter angegeben, als eine Verpfloß. Nahe der Landstraße breitete sich eine weite Ebene aus, durch die ein kleines Flüsschen lief. Weiter hinten war ein zweiter Wald sichtbar. Der Abend kam und ein feiner, seichter Dunst hing an, von der Ebene aufsteigend, der sich immer mehr zum Nebel verdichtete. Ich verlor fast jeden Ueberblick; alles schien sich um mich her zu bewegen, ineinander zu verschimmeln. Das Ferne schien nah, das Nahe fern und ich war schließlich froh, als ich endlich auf einen einamen Krug traf. Ich hätte ihn im Nebel vielleicht gar nicht einmal bemerkt, da er etwas abseits lag, wenn nicht ein Licht durch die Fenster geschimmert hätte.

Er war nicht besser und nicht schlechter, wie derartige Landfrügte in Russland gewöhnlich sind. Wahrscheinlich war es das einzige, von Menschen bewohnte Gebäude auf eine sehr weite Entfernung hin und seine Bewohner waren daher ganz auf sich selbst angewiesen und gezwungen, ihre Bedürfnisse auf das geringste Maß einzuzuschränken.

Der Wirth, ein russifizierter Fische, empfing mich mit der tiefsten Bosse eigenen Unterwürfigkeit und versicherte, daß bei ihm schon öfter Herrschaften eingekerkert wären, sogar einmal der Gouverneur. Auch erwiderte ich noch, daß ich mich auf der nach Bernau führenden Landstraße befand.

Ich mußte eine Weile allein im Schenkwinter sitzen, das eigentlich mehr ein Stall als ein Zimmer war. Die weiße Tünche der Wände war stellenweise abgefallen, zwischen den Balken der niedrigen, veräulerten Decke hielten Klumpen von dunkelbraunem Moos. Eine kleine Lampe, die über dem Schenkwinter hing, verbreitete ein ungewisses Licht und es roch nach faurem Bier, Petroleum und Zwiebeln.

Im Hause wurde es unruhig. Mehrere Personen eilten hin und her, Thürten wurden heftig auf- und zugeschlagen und dann hörte ich das laute Weinen einer Frauenstimme, das in Reisen überging. Darzwischen die erst beschwichtigende, dann zornige Stimme des Wirthes. Schließlich ertastet beides und aus der Nebenthür lugte jetzt das Gesicht eines kleinen Jungen von etwa sechs Jahren mit ganz kahl geschorenem Kopfe hervor, der in einer alten, zerrissenen, viel zu weiten Militärjacke mit blanken Knöpfen hockte. Er beobachtete mich unangenehm, wie etwas in der Art noch ein Geheimes.

Der Wirth kam endlich wieder, verschickte unter vielen Verbeugungen, daß alles bereit wäre und führte mich in ein Zimmer, in dem es sogar so etwas wie Tapeten an den Wänden und einen alten Knechtgedrückt Diban gab. Allerdings hing die Tapeten in Fetzen herab und das Sofa wackelte bedenklich. Ich zog es daher vor, mich auf einen Stuhl an den Tisch zu setzen und beschaf mir Thee zu bringen, Butter, Brot und Eier.

Der Wirth verschwand wieder und ließ mich mit den unerfreulichen Gedanken allein, die jedem Reisenden in Russland mehr oder weniger vertraut sind. Mir war sehr unbehaglich zu Muthe. Das Zimmer, in dem ich mich jetzt umlag, mißfiel mir unheimlich. Nicht wegen seiner Keimlichkeit, denn daran war ich nachgerade bei meinem vielen Herumwandern gewöhnt, aber es machte auf mich einen — ich möchte sagen unheimlichen Eindruck. Und doch war nichts daran, was diesen Eindruck gerechtfertigt hätte. Die Wände waren, mit Ausnahme der Tapeten, völlig kahl, zwei kleine Fenster gingen auf die Landstraße hinaus, an einer Wand stand ein aufgedecktes Bett, mit Kissen und Decken, das ganz sauber aussah an der gegenüberliegenden Wand ein zweites, etwas höheres, dessen bunte Decke sorgfältig ausgebreitet war.

Ich stand auf und öffnete das, dem Bett, in dem ich schlafen sollte, zunächst liegende Fenster. Vielleicht kam das Unbehagen von dem unangenehmen Gerüche her, der hier, wie im ganzen Hause herrschte. Aber in diesem Zimmer mißte sich noch etwas anderes hinein, ein durchdringender Geruch wie von etwas Faulendem, den ich mir nicht erklären konnte. Er mochte aber daher kommen, daß das Zimmer wahrscheinlich lange nicht gelüftet worden war. Doch mochten meine Empfindungen sein, welcher Art sie wollten, hierbleiben mußte ich wohl oder übel. Der Nebel draußen hatte sich immer mehr verstärkt, ein Weitergehen ins Ungewisse, in die Nacht hinaus, war gänzlich ausgeschlossen.

Der Wirth brachte einen Samowar, auf dessen Reih er sehr stolz zu sein schien, wie alles übrige von mir bestellte, und ging wieder. Ich blieb allein. Der Samowar dampfte, Brot und Butter waren gut, die Eier frisch und ich begann zu essen. Aber trotz meines Hungers schmeckte mir nicht. Mir war, als hätten auch die Nahrungsmittel einen fauligen Geruch an sich, und doch konnte das nur Einbildung sein. Aber es half nichts, daß ich mir das sagte — nach wenigen Bissen mußte ich aufhören zu essen.

„Du bist wahrscheinlich zu müde,“ sagte ich mir, und beschloß zu Bett zu gehen. Ich löschte das Licht, das der Wirth dagelassen hatte, und begann mich zu entkleiden. Dabei kam das sonderbare Gefühl von vorher noch stärker als zuvor über mich. Unwillkürlich sah ich mich mehrmals um, mir war, als müßte jemand hinter mir stehen. Kein Zweifel — ich hatte Furcht; es war gar nichts anderes. Aber weshalb und wovor? Von dem Wirth war sicherlich nichts zu befürchten, und außerdem war ich bewaffnet.

Ich schalt mich selbst wegen meiner Furcht und ging noch, schon halb entkleidet, zur Thür, um zu sehen, ob sie verschlossen wäre. Ich fand einen hölzernen Nadel, den ich vorsichtig als ich mich umwanderte, stockte mein Herz einen Augenblick vor Schreck, um dann desto heftiger zu schlagen. Mir war, als erhebe sich in der Ecke, wo das zweite Bett stand, ein unfürthlicher Kopf, eine drohende Faust. Gleich darauf aber lachte ich über mich selbst. Es war der Schatten eines Baumstammes, der vor dem Fenster hin und her schwankte. „Da sieht man, welchen Grund zur Furcht du hast!“, sagte ich mir, und legte mich ins Bett. Das Licht und meinen Revolver stellte ich auf einen Stuhl daneben. Eine Weile lag ich unangenehme Gefühl sich auf verringern zu wollen. Aber allmählich kam es wieder, wurde stärker und stärker. In der Ecke, wo das zweite Bett stand, schien ein lauerndes Etwas zu sitzen, das sich an meiner Angst weidete. Formlos, dunkel sah es da. Wenn ich hinblickte, schien sich das Dunkel zu bewegen, Gestalt annehmen zu wollen. Ich drehte mich so, daß ich dem Bette den Rücken zuwandte, aber das machte die Sache nur noch schlimmer. Dann schien es herankommen zu wollen, langsam, schleichend. Die Dielen knisterten, der Kalk rieselte herab. Mir brach der Schweiz aus. Mehrmals erhob ich mich, zündete Licht an und überzeugte mich, daß nichts, nichts da wäre — nicht über, nicht neben, nicht unter dem anderen Bette. Ich trat ans Fenster, das ich offen gelassen hatte, um mich zu beruhigen und sah auf die Landstraße hinaus, die ich im Nebel nur undeutlich erkennen konnte. Einige Schritte weiter thürnte er sich wie eine weiße, leuchtende Mauer auf. Der Mond mußte aufgegangen sein, aber kein Licht hatte nicht die Kraft, den Nebel zu durchdringen. Nur ein heller Fleck leuchtete an der Stelle, wo er an Himmel hängen mußte, hindurch. Im Hause war es ganz ruhig, alles schlief. Ich athmete ein paar mal tief die kühlendste Nachtluft ein, legte mich wieder hin, stand wieder auf. Endlich muß ich doch wohl vor Erschöpfung eingeschlafen sein; wenn auch nicht auf lange. Plötzlich erwachte ich wieder; ich mußte etwas Furchtbares geträumt haben. Was es war, dessen konnte ich mich nicht mehr entsinnen, aber es war so schrecklich, daß ich mit einem Aufschrei in die Höhe fuhr. Ich hatte das Gefühl, daß irgend etwas Entsetzliches mir ganz nahe wäre, dicht vor mir stände. Ohne jede Ueberlegung sprang ich nach der Thür und versuchte sie zu öffnen. Sie gab nicht nach. Jetzt lief ich zum Fenster und schrie in

die Nacht hinaus, ohne zu bedenken, was ich that, laut um Hilfe. Alles blieb ruhig. Die Bewohner des Hauses lagen in ihrem gesunden tiefen Wauerhschlaf. Aber dort — von der Landstraße her — hörte es sich nicht an, wie ein Krachen von Pferdehufen, wie Räderrollen? Ich rief noch ein paar mal laut und da — wer beschrieb meine Freude, als die Stimme Waffills mir antwortete! Er hatte sich, wie er jetzt später erzählte, sehr um mich geforgt als ich nicht eintraf, und da er fürchtete, daß ich mich im Nebel verirrt haben könnte, hatte er sich mit dem Wirth, bei dem wir im Dorfe wohnten, aufgemacht, um mich zu suchen. Im Krug, aus dem er mich rufen hörte, hatten sie sich ebenfalls nach mir erkundigen wollen.

Das Klopfen und Rufen der beiden Männer an der Hausthür weckte endlich den Wirth. Ich hörte unter erstauntem Fragen und Antworten. Dann kamen Schritte heran und Waffill rief hinter der Thür: „Machen Sie doch auf Herr, Wirthchen, Wohlthäter... Was ist Ihnen?“

Jetzt erst entsann ich mich, daß ich selbst die Thür verschlossen hatte und ging, um zu öffnen. Waffill und unsere beiden Wirth traten ein. Ich war verlegen und beschämt. Wie sollte ich mein Benehmen, meine Silferuse erklären? Ich stammelte etwas von Alptrüden, schlechten Träumen — und dann fiel mir etwas ein.

Ein blüthartiger Gedanke durchzuckte mich. Wie ich darauf kam, weiß ich nicht, aber ich stürzte hastig hin und riß die Decke, die das zweite Bett verhüllte, herab. Im Bette lag zusammengekrümmt der Leichnam einer kleinen alten Frau. Es war die Schwiegermutter des Wirthes. Sie hatte in dem Zimmer krank gelegen und war am Abend früh bevor ich kam, gestorben. Und da man mir das Zimmer geben wollte und nicht wußte, wohin so schnell mit der Leiche, hatte man sie, in der Annahme, daß ich nichts davon gewahr würde, ruhig dort liegen lassen, wo sie gestorben war.“

St. Helena.

Das einsame, felsige Eiland, auf dem Napoleon seine qualvollen letzten Jahre als Gefangener verlebte, bis ihn der Tod erlöste, galt bisher immer als ein oder, gottverlassener Fleck Erde. Nun wird die Insel, die in der Weltgeschichte einen so schlimmen Ruf bekommen hat, rehabilitirt. Der britische Gouverneur, Oberst Galt, hat gegenwärtig in England einen kurzen Urlaub verbringt, schilbert St. Helena als ein kleines, idyllisches Märchenland, nennt es eine ideale Erholungsstätte für Nervenleidende. Er rühmt ferner das Klima und die landschaftlichen Reize. „St. Helena ist kein kahler Felsen. Wenn das viel verkehrte Eiland auch nur 17 englische Quadratmeilen groß ist, so hat es doch seine unvergleichlich schönen, anmuthigen Stellen, seine Reize und ein wirklich vollkommenes Klima. Die Sterblichsten St. Helens sind wohl die niedrigsten der Welt: 6 von 1000. Vom Hafen aus sieht die Insel ja ein wenig finster aus, aber droben im Hochland ist das ganz anders.“ Der große Korke, der hier sein Leben beschloß, ist bei der Bevölkerung fast vergessen. Die Erinnerungen schrumpfen immer mehr zusammen, ein paar Jahrzehnte noch und Niemand auf der kleinen Insel wird mehr daran denken, wodurch der Name St. Helena in der Welt berühmt geworden ist. „Es gibt noch einige wenige alte Leute, die als Kinder die letzten Tage Napoleons miterlebten.“ Sie erinnern sich dunkel, daß ihre Eltern von dem berühmten Gefangenen sprachen; noch heute sagt man wie damals „General Bonaparte“. Die heutige Generation aber hat den großen Feldherrn vergessen. Das Haus, in dem der Kaiser wohnte, das berühmte Logwood, steht zwar noch, aber von Reliquien und Gegenständen, die an jene historischen Tage gemahnen, ist wenig übrig geblieben. „Der Bau ist theils aus Stein, theils aus Holz, ein einfaches einschichtiges Gebäude, das wie ein bescheidenes Bauernhaus aussieht.“ In Napoleons Zeiten, so erzählt der Gouverneur, war Longwood von Bäumen umgeben, aber heute liegt es kahl und öde da. Nicht ein Stück des Mobiliars ist geblieben. Im Schlafzimmer sieht man noch eine gute Wülte des großen Kriegsmannes und im Gubernementsgebäude bewahrt ein Gefangener Reliquien, ein Silberort Napoleon's, einen Schrank und den berühmten Billardtisch. Er stand nur ein Jahr in Longwood. Napoleon spielte ohne Stöcke, nur mit der Hand, Billard, und war beim Spiel ziemlich nervös. Nach einem Jahre aber wurde er dieser Unterhaltung müde und schickte den Billardtisch seinem „Gefängniswärter“ zurück. In dem Billardzimmer wurde ein Kartenzimmer und hier sah Napoleon stundenlang über Pläne gebeugt und erjocht mit Hilfe von kleinen Flagen noch einmal seine Siege. ... bis Waterloo.

Alle die flinken Transportmittel unserer Zeit bringen die Menschen einander nicht näher; sie bringen sie nur schneller aneinander vorbei.